

Autobiographie als Wissenschaftsgeschichte?

Guido Adlers *Wollen und Wirken. Aus dem Leben*

eines Musikhistorikers

Melanie Unseld

Die Autobiographie eines Wissenschaftlers verspricht, neben Einblicken in ein Forscherleben, einige Erkenntnismöglichkeiten über Fachstrukturen und -kulturen. Sie wird üblicherweise, zumal wenn sie von einem zentralen Vertreter des Faches stammt, als wichtige Quelle der Fachgeschichte gelesen. Wenn hier von Erkenntnismöglichkeiten die Rede ist, wären im Folgenden Vorarbeiten zu einer kritischen Textedition oder eine Auseinandersetzung mit jenen Quellen zu erwarten, die dem Entstehungsumfeld des Buches *Wollen und Wirken. Aus dem Leben eines Musikhistorikers* (1935) von Guido Adler – etwa in seinem Nachlass – entstammen. Beides unternimmt der vorliegende Text bewusst nicht.¹ Vielmehr geht es um das Fragezeichen im Titel. Pointierter wäre dieses möglicherweise folgendermaßen auszuformulieren: Kann die Autobiographie eines Wissenschaftlers überhaupt Quelle für Wissenschaftsgeschichte sein? Und wenn ja, in welcher Art und Weise, unter welchen (methodischen) Prämissen?

1 | Hier liegt ein klares Desiderat offen, das nach der Verlagsankündigung in der anoncierten Neuausgabe von Adlers *Wollen und Wirken*, herausgegeben von Barbara Boisits und Gabriele Eder, aufgegriffen werden wird, die »um bisher unveröffentlichte Manuskripte, Briefe u. ä. aus seinem Nachlass ergänzt« erscheinen wird (s. Verlagsankündigung unter www.boehlau-verlag.com/newbuchliste.aspx?id=5, abgerufen am 20.11.2015). Dieser Neuausgabe sei mit den folgenden Gedanken nicht vorgegriffen, der Fokus der hier thematisierten Zusammenhänge liegt auf der Genretypik von Wissenschaftlerautobiographik und nimmt dabei Adlers Buch exemplarisch zum Ausgangspunkt. Hingewiesen sei dennoch auf den Nachlass Adlers in den Beständen der University of Georgia Libraries www.libs.uga.edu/ (abgerufen am 20.11.2015) bzw. unter Guido Adler papers: hmfa.libs.uga.edu/hmfa/view?docId=ead/ms769-ead.xml#odd (abgerufen am 20.11.2015), sowie auf weitere biographische Informationen zu Guido Adler unter www.lexm.uni-hamburg.de/object/lexm_lexmperson_00002535?wcm:SID=0003&XSL.lexmlayout.SESSION=lexmperson_all (abgerufen am 20.11.2015).

sen? Diese Fragen gehen weit über Guido Adler und seine autobiographische Selbstverortung hinaus, thematisieren vielmehr Grundlegendes zur Frage, welche Quellen für Wissenschaftsgeschichte herangezogen werden können und *wie* mit ihnen sinnvollerweise umzugehen sei. Denn in Anbetracht autobiographietheoretischer Überlegungen² ist es keineswegs selbstverständlich, die Autobiographie eines Wissenschaftlers als Dokument von Wissenschaftsgeschichte zu begreifen, jedenfalls nicht ohne grundlegend über Fragen der autobiographischen Darstellung als Genre der Identitätsbildung und über Fragen der Subjektwerdung als Wissenschaftler³ zu reflektieren. Dabei ist das Beispiel *Wollen und Wirken* von Guido Adler für diese epistemologischen Fragen ein ungemein interessantes, insbesondere auch deshalb, weil das Buch in zentralen Aspekten – etwa der autobiographischen Selbstbescheidung – als für Wissenschaftlerautobiographien genretypisch gelten kann. Dieser Genretypik gehen die folgenden Überlegungen nach, nicht zuletzt auch, um konkret beschreiben zu können, warum eine Wissenschaftlerautobiographie, wie sie mit Adlers *Wollen und Wirken* vorliegt, nur dann als Quelle verstanden werden kann, wenn sie in ihrer Genretypik und unter Berücksichtigung der Modellierungen des (Wissenschaftler-)Selbst wahrgenommen wird. Entsprechend werden die folgenden Überlegungen beständig zwischen Allgemeinem und Spezifischem wechseln.

2 | Die Schreibweise (auto/biographisch) steht hier für die Annahme, dass biographietheoretische Diskussionen auch dort für autobiographisches Schreiben relevant sind, wo sie allgemein Fragen der Lebensbeschreibung und der Konstitution und Konstruktion des biographischen Ich tangieren, ohne dass eine eigene Spezifik des Autobiographischen grundsätzlich in Frage stünde. Vgl. hierzu u. a. *Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie*, hrsg. von Bernhard Fetz, Berlin 2009 (hierin insbesondere die Einleitung sowie Abschnitt I. Voraussetzungen); Michaela Holdenried, »Biographie vs. Autobiographie«, in: *Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien*, hrsg. von Christian Klein, Stuttgart und Weimar 2009, S. 37–43. Zur Autobiographie selbst vgl. außerdem Martina Wagner-Egelhaaf, *Autobiographie*, Stuttgart und Weimar 2000 sowie Michaela Holdenried, *Autobiographie*, Stuttgart 2000.

3 | Vgl. hierzu v. a. Martin Kohli, »Von uns selber schweigen wir«. Wissenschaftsgeschichte aus Lebensgeschichten«, in: *Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin*, Bd. 1, hrsg. von Wolf Lepenies, Frankfurt am Main 1981, S. 428–465 und Thomas Etzemüller, »Der ›Vf.‹ als Subjektform. Wie wird man zum ›Wissenschaftler‹ und (wie) lässt sich das beobachten?«, in: *Selbstbildungen. Soziale und kulturelle Praktiken der Subjektivierung*, hrsg. von Thomas Alkemeyer, Gunilla Budde und Dagmar Freist, Bielefeld 2013, S. 175–196.

Eine Autobiographie ist »die Beschreibung (*graphia*) des Lebens (*bios*) eines Einzelnen durch diesen selbst (*auto*)«⁴ – so die unmittelbar einleuchtende Definition Georg Mischs. Der Realität autobiographischen Schreibens in aller Vielfalt ihrer wandelbaren Erscheinungsmöglichkeiten wird diese klare Definition jedoch nur sehr bedingt gerecht.⁵ Um nur wenige Hinweise auf Störfaktoren daran zu benennen: *graphia* – welcher Art? Dass das eigene Schreiben zwischen *Dichtung und Wahrheit* stehe, und dabei die Dichtung das »Grundwahre« sei, darauf spielt nicht nur der Titel von Johann Wolfgang von Goethes Autobiographie an.⁶ In Auseinandersetzung mit der Erinnerungsforschung ist es darüber hinaus notwendig, das Schreiben als erinnerungskonstituierenden (und damit Vergangenheit *gestaltenden*) Akt zu fassen. *auto* – welches Selbst? Der Status des Ich als Schreibendem war zumindest bis Ende des 18. Jahrhunderts nicht immer notwendigerweise klar formuliert, somit eine deutliche Trennung zwischen biographischem und autobiographischem Schreiben nicht zwingend erkennbar (beziehungsweise notwendig).⁷ Dass darüber hinaus Reflexionen über das Subjekt in der Moderne und über Praktiken der Subjektivierung an den Vorstellungen des Selbst Grundlegendes veränderten,⁸ ließ die Vorstellung von einem klar fassbaren Ich autobiographischen Schreibens vollends erodieren. *bios* – Leben als (Kunst-)Werk? Spätestens nachdem die Selbstlebensbeschreibung in der Moderne die Funktion des Vorbildgebens weitgehend abgegeben hatte und zum Mittel der Introspektion

4 | Georg Misch, »Begriff und Ursprung der Autobiographie« [1907/1949], in: *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*, hrsg. von Günter Niggel, Darmstadt 1989, S. 33–55, hier S. 38.

5 | Georg Misch war sich dessen selbst bewusst, betonte er doch immer wieder den fließenden Charakter des Autobiographischen. Vgl. zur Auseinandersetzung mit der Definition, insbesondere auch mit weiteren Überlegungen zum Definitorischen der Autobiographie Holdenried, *Autobiographie* (2000), S. 19–61.

6 | Im Zusammenhang gegenwärtiger Autobiographieforschung wird Goethes *Dichtung und Wahrheit* nicht im Sinne einer »detektivischen Hermeneutik« auf »Fehler« historischer Faktizität hin untersucht, sondern im Sinne einer Selbstlebenserzählung, die den Anspruch des »Grundwahren« vertrete, das für Goethe, »nicht auf der psychologischen Ebene, sondern nur auf der des Symbolischen zu verwirklichen war. Ein Faktum, so sein Credo, gelte nicht, insofern es wahr ist, sondern insofern es etwas zu bedeuten hat (Gespräch mit Eckermann am 30. März 1831). Im Gegensatz zu Rousseau, aber auch Moritz u. a. wählt er nicht die Introspektion, sondern die Fiktion um die Entwicklung eines Ich darzustellen.« Holdenried, *Autobiographie* (2000), S. 168.

7 | Vgl. dazu Holdenried, »Biographie vs. Autobiographie« (2009).

8 | Vgl. hierzu u. a. Andreas Reckwitz, *Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne*, Weilerswist 2006; *Selbstbildungen. Soziale und kulturelle Praktiken der Subjektivierung* (2013).

und Selbstverständigung geworden, zugleich unter den Einfluss krisenhafter Ich- und Weltwahrnehmung geraten war und sich nicht zuletzt als Teil einer virulenten Sprach- und Forminstabilität verstand,⁹ veränderte sich damit auch der Blick auf das, was *als Leben* erzählt wird. Nachdenkenswert erscheint in diesem Zusammenhang der Apell von Carola Hilmes, moderne (Künstler) Autobiographien »nicht als literarische Dokumente von historischem Wert« einzustufen, »sondern ihrerseits als Werke« zu lesen, »d. h. das künstlerische Œuvre ist nicht aus der Biographie zu verstehen, sondern das Leben wird der entsprechenden ästhetischen Programmatik zufolge aufgefaßt und dargestellt. [...] Autobiographie als Kunstwerk.«¹⁰

Wie wäre entsprechend Adlers *Wollen und Wirken. Aus dem Leben eines Musikhistorikers* in dieses definitiv so instabile Gerüst einzuordnen? Das Buch kann zunächst als *Autobiographie* verstanden werden, wenngleich – wovon noch ausführlicher einzugehen sein wird – weniger das eigene (private) Leben als die Entwicklung des Faches Musikwissenschaft und der eigene Anteil daran geschildert wird. Es entstand in der ersten Hälfte der 1930er Jahre,¹¹ mithin zu einer Zeit, in der (auto)biographisches Schreiben in eklatanter Weise Veränderungen erfuhr,¹² so dass es kaum ohne diese gattungsgeschichtliche Verortung zu verstehen sein dürfte: So gestaltete Adler durchaus zeittypisch seinen Text *Wollen und Wirken* ambivalent, indem er einerseits klare Gattungskonventionen bediente (zum Beispiel paratextuelle Usancen wie etwa in der »Einbegleitung«¹³), andererseits aber auch andere Formen der Selbstbeschrei-

9 | »Um die Jahrhundertwende hatte bereits als eine Art Bündelung des Subjektdiskurses die theoretische Auseinandersetzung mit der Autobiographie eingesetzt. Nicht nur die Autobiographietheorie entstand mit Diltheys und Mischs Ansätzen, sondern auch die Autobiographen selbst beschäftigten sich nun subjekttheoretisch und ästhetisch mit ihrem Gegenstand.« Holdenried, *Autobiographie* (2000), S. 207, siehe für einen Überblick auch ebenda S. 205–233.

10 | Carola Hilmes, *Das inventarische und das inventorische Ich. Grenzfälle des Autobiographischen*, Heidelberg 2000, S. 59.

11 | Vgl. hierzu die Datierung der »Einbegleitung«: Oktober 1930 bis Juli 1934.

12 | Dazu u. a. Bernhard Fetz, »Die vielen Leben der Biographie. Interdisziplinäre Aspekte einer Theorie der Biographie«, in: *Die Biographie* (2009), S. 3–66, hier v. a. S. 11–22, und Christian Klein und Falko Schnicke, »20. Jahrhundert«, in: *Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien*, hrsg. von Christian Klein, Stuttgart und Weimar 2009, S. 251–264, hier bes. S. 255–257 (»Kämpfe und Kritik in den späten 1920er und 1930er Jahren«).

13 | Zur paratextuellen Typik der Autobiographie gehört die Autorbescheidenheit und die Versicherung, dass die Motivation zum Schreiben der Aufforderung durch Freunde oder Zeitgenossen geschuldet sei. Bei Adler heißt es entsprechend: »Bevor ich den Entschluß fasse, Denkwürdiges aus meinem Leben zusammenzustellen, soll ich mich

bung (hier vor allem der Idee der Selbstbeschreibung als Wissenschaftler und seiner Disziplin, mithin die eigene Autobiographie als Wissenschaftsgeschichte) erprobte. Dass sich Adler dieser Ambivalenz offenbar bewusst war, scheint im Titel (samt Untertitel) erkennbar zu sein. Beide legen eine intertextuelle Lesart insofern nahe, als der Haupttitel auf Goethes *Dichtung und Wahrheit*, der Untertitel auf Eichendorffs *Aus dem Leben eines Taugenichts* verweist. Während ersteres dabei eine Anspielung auf die für das bildungsbürgerliche Selbstverständnis höchst einflussreiche Autobiographie Goethes nahelegt, deren Titel aber signifikant verändert – das Wortpaar zielt nicht auf die Aushandlung von Faktizität und »Grundwahrern«, sondern auf das intentionale Handeln ab! –, rekuriert der Untertitel auf Eichendorffs Novelle, die in doppelter Hinsicht Einfluss genommen hat: zum einen inhaltlich, da es sich in der Novelle um die Erzählung eines Selbstfindungsprozesses handelt (noch dazu mit musikalisch-künstlerischen Anteilen). Zum anderen übernimmt Adler von Eichendorff die Form der Textinterpolation, indem er in *Wollen und Wirken* ebenfalls andere Textarten montiert, Brief(auszüge), Memoranden, Protokolle, Dankesworte etc., die hier (anders als bei Eichendorff) der fachgeschichtlichen Beglaubigung qua Textquelle dienen.

In dieser Ambivalenz wird deutlich, dass mit *Wollen und Wirken* keine an einer engmaschigen Faktizität des Lebenslaufes orientierte Selbstlebensbeschreibung vorliegt, sondern ein komplex komponiertes Buch, in dem es Adler um eine fachgeschichtliche Deutungshoheit zu tun war. Damit aber scheint es angebracht, den Text nicht auf seine Faktizität hin »auszulesen«, sondern die Intentionalität Adlers mit Blick auf die Fachgeschichtsschreibung zu berücksichtigen. Hierzu einige ebenso punktuelle wie exemplarische Bemerkungen.

Es fällt auf, dass Adler in der »Einbegleitung« betont, er werde in *Wollen und Wirken* das »Persönliche« in den Mittelpunkt der Darstellung rücken. Die Autobiographie thematisiert dann aber de facto nur zu einem Bruchteil des Buches das »Persönliche«, zumindest, wenn man darunter das *private* Leben versteht. Im Grunde befasst sich nur Kapitel I damit (Herkunft, Ausbildung, Studium, erste Begegnungen und Freundschaften), in den folgenden Kapiteln werden hingegen kaum das private Leben tangierende Ereignisse oder Lebensstationen erwähnt. Besonders auffallend ist etwa das Nicht-Erwähnen der eigenen Familie: Die Hochzeit mit Betti Berger ist Guido Adler kaum der Rede

nach der Berechtigung dieses Vorhabens fragen. Habe ich den Anspruch solches zu unternehmen? War mein Dasein, mein Wirken wichtig genug, um davon zu erzählen? Ermuntert war ich durch Aufforderungen von Freunden und erstklassigen Fachgenossen: ›Sie standen an der Wiege unserer Wissenschaft!‹ ›Sie haben sich an ihrer Begründung, Einrichtung, ihrem Ausbau führend beteiligt.« Guido Adler, *Wollen und Wirken. Aus dem Leben eines Musikhistorikers*, Wien 1935, Reprint Hamburg 2012, S. VII.

wert, die Ehefrau wird in der Folge noch ein weiteres Mal knapp genannt.¹⁴ Der 1894 geborene Sohn Hubert Joachim wird nur einmal en passant erwähnt (und dies nur im Zusammenhang mit einer Reise), die 1888 geborene Tochter Melanie Karoline bleibt vollständig unerwähnt. Damit ist deutlich: Adler versteht unter »Persönliches« anderes als private Lebensereignisse.

Umso wichtiger scheint, Adlers Verständnis des Begriffs »Persönliches« genauer in den Blick zu nehmen. Was meint er, wenn er betont: »In meinen Publikationen habe ich Persönliches ausgeschaltet, auch in meinen akademischen Vorträgen ausgeschlossen. *Desto mehr* tritt *naturgemäß* in dem vorliegenden Buch das Persönliche hervor«?¹⁵ Adler unterscheidet zwischen seinen bisherigen, wissenschaftlichen Publikationen und der Autobiographie, die qua Gattung (daher »naturgemäß«) »Persönliches« zum hauptsächlichen Thema habe. Doch im Folgenden wird deutlich, dass Adler unter »Persönliches« nicht etwa das private Leben versteht (Familie, Lebensgewohnheiten, freundschaftliche Kontakte jenseits der Wissenschaft, Selbstcharakteristik etc.), sondern das »Persönliche« ausschließlich im Zusammenhang mit seinem *Handeln als Wissenschaftler* fasst: Arbeitsmotivation, akademisches und kulturpolitisches Handeln, kollegiale Begegnungen etc. Damit knüpft Adler an lebensgeschichtliche Darstellungen an, die im Zurückdrängen der Perspektive auf die »Privatperson« die eigentliche Geschichtsgröße der biographierten Person betonten (u. a. Johann Gustav Droysen).¹⁶ Das »Persönliche« bezieht sich mithin nicht auf das Private, sondern meint explizit *den Wissenschaftler*. In der »Einbegleitung« heißt es in diesem Zusammenhang: »Bestimmend [für das Abfassen der Autobiographie] war der Drang, mir selbst über mein Vorgehen Rechenschaft abzulegen, die organischen Zusammenhänge, die wissenschaftlichen Absichten aufzudecken und den roten Faden meiner Tätigkeit zu verfolgen.«¹⁷

Diese auto/biographische Konturierung *als Wissenschaftler* ist im Übrigen bis heute gängig. Thomas Etzemüller bemerkt dazu:

»Tendenziell hallt in solchen Biographien [von Wissenschaftlern] eine nach wie vor gängige Geringschätzung des Alltags ›Großer Männer‹ nach. Nach wie vor kann es als irreführend gelten, öffentliches Wirken und bleibende Leistungen durch die alltäglichen

14 | »Mit meiner seligen Gattin, der treuen, edlen Gefährtin meines Lebens, besucht ich die Grabstätte des Kardinals im einsamen Waldfriedhof [...]«; Adler, *Wollen und Wirken* (2012), S. 76.

15 | Ebd., S. VII, Hervorhebung M. U.

16 | Mit Droysens diesbezüglicher biographischer Auffassung setzt sich Christian von Zimmermann intensiv auseinander. Vgl. Christian von Zimmermann, *Biographische Anthropologie. Menschenbilder in lebensgeschichtlicher Darstellung (1830–1940)*, Berlin 2006, bes. S. 113–119.

17 | Ebd., S. VII.

Querelen des privaten Lebens erklären zu wollen. [...] Immer wieder finden wir in den (auto)biographischen Texten eine spezifische Form der Entkörperlichung und Vergeistigung.«¹⁸

Pointiert mit dem Blick auf das damit verbundene Wissenschaftsselbstverständnis schreibt auch Martin Kohli: »Es ist für die Selbstdeutung der modernen Wissenschaften zentral, daß es in ihnen um die ›Sache‹ gehe und nicht um die ›Person‹. Daraus erwächst für diese – strenggenommen – eine Schweigepflicht; zumindest ist das Reden von sich selber problematisch.«¹⁹ Insofern kann Adlers Selbstbescheidung²⁰ als für Wissenschaftlerautobiographien genretypisch verstanden werden: Das autobiographische Subjekt bleibt als private Person weitestgehend unbeschrieben, um es umso prägnanter als Wissenschaftler, als Akteur im Umfeld akademischer Netzwerke und Prozesse, zum Vorschein treten zu lassen.

Steht, so ließe sich nun aber mit Recht fragen, dazu Kapitel I von *Wollen und Wirken*, in dem es laut Inhaltsverzeichnis um »[...] Jugend, Familie und Freunde. Konservatorium. Jus. Krisen [...]«²¹ und Begegnungen mit Liszt, Wagner und Bruckner geht, im Widerspruch? Oder warum schildert Adler hier ausführlich seine familiäre Herkunft und Ausbildungszeit? Die Erklärung ist, dass hiervon nicht deshalb die Rede ist, weil die Darstellung des Privaten intendiert wäre. Adlers Schwerpunkt liegt vielmehr auf dem, was er mehrfach als »organische Zusammenhänge«²² bezeichnet. Seinen Weg in die Wissenschaft stellt Adler ebenso als »organischen« Werdegang dar, wie er später den Begriff der organischen Entwicklung auch auf die »Entwicklung der Tonkunst«²³ selbst anwendet. Damit ist unter dem naturalisierenden Begriff der »organischen Zusammenhänge« der eigene akademischen Werdegang mit der »Entwicklung der Tonkunst« parallelisiert, was Adler umso wichtiger zu sein scheint, als er keine musikwissenschaftliche *akademische* Ausbildung

18 | Etzemüller, »Der ›Vf.‹ als Subjektform« (2013), S. 182.

19 | Martin Kohli, »Von uns selber schweigen wir. Wissenschaftsgeschichte aus Lebensgeschichten«, in: *Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin*, Bd. 1, hrsg. von Wolf Lepenies, Frankfurt am Main 1981, S. 428–465, hier S. 428.

20 | Die im Übrigen nicht zu verwechseln ist mit der »skeptischen Distanzierung vom Autobiographischen«, die Michaela Holdenried für etliche Autorinnen und Autoren der ersten Dekaden des 20. Jahrhunderts analysiert hat (vgl. Holdenried, *Autobiographie* (2000), S. 214–221).

21 | Adler, *Wollen und Wirken* (2012), S. V.

22 | Erstmals bereits in der »Einbegleitung«, in der Folge dann mehrfach. Vgl. Adler, *Wollen und Wirken* (2012), S. VII, 2, 18, 83 (hier auch in Verbindung mit Adlers Stilkritik verwendet) et passim.

23 | Ebd., S. 18 (hier aus seiner Dissertationsschrift zitierend).

vorweisen kann: »Nach Absolvierung des Konservatoriums (1875) beschäftigte ich mich, wie schon erwähnt, mit musikhistorischen Studien. Es war keine Gelegenheit, mich in einer Schule ausbilden zu können. So war ich auf mich angewiesen und suchte einen Untergrund anzulegen.«²⁴

Deutlich aber ist, dass Adler diese Schilderung seines »organischen« Werdegangs als »Hineinwachsen in die Subjektform ›Wissenschaftler‹«²⁵ versteht, wobei der Subjektbegriff, wie Thomas Etzemüller dies vorschlägt, als »Instrument« nutzbar gemacht wird, um »die Subjektwerdung von Wissenschaftlern zu beobachten. Mit seiner Hilfe lässt sich [...] zeigen, wie ein Mensch in eine Profession hineinwächst und sich dadurch zu einem Subjekt gestaltet, das sich in kollektive Lebenslaufmuster, einen Habitus und Praktiken einschreibt und darüber in genretypischen Narrativen biografisch reflektiert.«²⁶ Der Subjektivierungsprozess zum Wissenschaftler, der sich nach Etzemüller in vier Phasen unterscheiden lässt, findet sich erstaunlich passgenau auch in Adlers *Wollen und Wirken* wieder. Etzemüller gliedert die vier Phasen in 1. »Gestaltsehen« im Sinne einer frühen Anlage einer »Kontinuität des Denkens« beziehungsweise der Prägung in »Denkkollektiven« und der Verortung in »Denkstilen«, 2. »Sichtbar werden« im Sinne einer systematischen Etablierung als Wissenschaftler, 3. »Aufmerksamkeit erringen« als »Prozess der ›Meisterwerdung‹« und 4. »Subjekt-/Personwerdung« bei der es um die Festigung von Autorität bei gleichzeitiger Auslöschung des Subjektiven geht: »Der ›Vf.‹ ist das Ideal, die wissenschaftliche Markierung eines Subjekts, das sich von einem *Irgendjemand* erfolgreich zu einem *individuellen, depersonalisierten Autor* geformt hat.«²⁷ Adlers Kapitel, ohnehin nur lose chronologisch organisiert, lassen sich umstandslos diesen vier Phasen des »Hineinwachsens« zuordnen: Kapitel I kann dabei, wie erwähnt, als Phase des »Gestaltsehens« verstanden werden: Im Wahrnehmen von Künstlern und ihrem Schaffen (zeitgenössischen wie historischen) und im Austausch mit ihnen wird Adler die Aura des künstlerischen Handelns gewahrt, die ihm Antrieb zu musikhistorischen Fragen gibt. Kapitel II und III beschäftigen sich dann mit »Sichtbar werden« als Wissenschaftler, wobei Adler ausführlich eigene wissenschaftliche Standpunkte referiert, erste Publikationen und Herausgeberschaften thematisiert und sich als akademischer Lehrer vorstellt. Die dritte Phase, »Aufmerksamkeit erringen«, umfasst die Kapitel IV–VI und damit sowohl Adlers methodisches Epizentrum, die Stilkritik, als auch die publizistischen Hauptwerke (*Denkmäler der Tonkunst in Österreich [DTÖ]*, *Handbuch der Musikgeschichte*); zur Aufmerksamkeit gehört für Adler außerdem die internationale Sichtbarkeit (u. a. Gründung

24 | Ebd.

25 | Etzemüller, »Der ›Vf.‹ als Subjektform« (2013), S. 188.

26 | Ebd., S. 187.

27 | Vgl. ebd., S. 188–191, hier S. 191, Herv. orig.

der Internationalen Gesellschaft für Musikwissenschaft) und seine aktive Rolle bei den Zentenarfeiern (Haydn, 1909, und Beethoven, 1927). Die vierte Phase schließlich, »Subjekt-/Personwerdung«, umfasst das resümierende, der Nachfolgefrage gewidmete Kapitel VII.

Die Beobachtung, dass in Adlers *Wollen und Wirken* jene vier Phasen der Subjektwerdung zum Wissenschaftler planvoll gestaltet zu sein scheinen, bekräftigt nicht nur, dass Adler eine Wissenschaftler-Autobiographie intendierte, sondern auch, dass ihm das Muster, wie eine solche Subjektwerdung zu beschreiben sei, zur Verfügung stand. Dies aber verweist auf ein hohes Maß an (Selbst-)Reflexion über das »System Wissenschaft«. Und damit ist auch jede (Selbst-)Aussage innerhalb dieses Systems an ebendieses rückgebunden.

Wie man sich eine solche Rückbindung konkret vorstellen kann, lässt sich an der Darstellung des Verhältnisses zu Kollegen wie Philipp Spitta oder Hugo Riemann beispielhaft verdeutlichen. Beide Kollegen werden in *Wollen und Wirken* wohlwollend erwähnt – was angesichts durchaus konkurrenzträchtiger und konfliktuöser Situationen²⁸ auffällt. Umso bemerkenswerter sind die narrativen Strategien, mit denen Adler die Kollegen und deren Positionen im Fach charakterisiert. Am Beispiel Riemann sei dies kurz ausgeführt: In Kapitel V geht es Adler um seine Methode der Stilkritik und dabei auch um den Begriff selbst, auf den er einen gewissen urheberrechtlichen Anspruch erhebt.²⁹ Vor allem geht es ihm dabei darum nachzuweisen, dass er *systematisch* zu jener Methode gefunden habe. Die von Adler hier verwendeten Verben spiegeln dies wider: »streng ordnen«, »klarlegen« etc.³⁰ Dass Adler bei Hugo Riemann vergleichbare Ansätze und Begrifflichkeiten findet, macht es für ihn (im Sinne einer Rückbindung an das System Wissenschaft) notwendig, hier eine klare wissenschaftliche Hierarchie zu markieren. Dies unternimmt Adler, indem er seiner streng geordneten Vorgehensweise die zufällige Riemanns gegenüberstellt: »Er [= Riemann] spricht dort und da von ›Wurzeln des monodischen

28 | Vgl. etwa die Darstellung der Zusammenarbeit zwischen Spitta und Adler im Zusammenhang mit der *Vierteljahrsschrift* bei Ulrike Schilling, *Philipp Spitta. Leben und Wirken im Spiegel seiner Briefwechsel. Mit einem Inventar des Nachlasses und einer Bibliographie der gedruckten Werke*, Kassel 1994, insb. S. 136–153.

29 | »1898 (in meiner akademischen Antrittsrede in Wien) gebrauchte ich schon den richtigeren Ausdruck von ›Stilgesetzen‹, recte Stilnormen und Stilphasen in dem organischen Verlaufe der Tonkunst. Schon in meinen frühen Arbeiten hatte ich im Drange nach Erkenntnis Kriterien behufs Bestimmung der Kategorien, behufs einheitlicher Erfassung all der Momente, welche in Betracht kommen, gesucht. Ich fand, daß der Riesenkomplex derselben in dem Gesamtbegriff ›Stil‹ zusammengefaßt werden kann.« Adler, *Wollen und Wirken* (2012), S. 82 f.

30 | Vgl. ebd., S. 84 f.

Stils« (1888),^[31] von Stilunterschieden (so Kirche, Kammer, Volkslied) (1898); 1901 vom ›modernen Stil«, den er um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert ansetzt (!).« Es folgen zahlreiche weitere Beispiele, dann: »Seit 1904 (steht es im Zusammenhang mit meinem *stilistisch streng geordneten* Wagner-Buch?) greift er in die Problemstellung der Stilfragen [...],³² weitere Beispiele folgen. Mit diesen zahlreichen Hinweisen auf die Verwendung des Stil-Begriffs bei Riemann entsteht für Adler das Dilemma der wissenschaftlichen Originalität. Diesem begegnet er nun aber mit einem klaren Hinweis, der sich bereits im Einschub zum Wagner-Buch angekündigt hatte. Während Riemann nur *zufällig* mit dem Begriff Stil umgehe, sei er, Adler, *systematisch* auf ihn gestoßen: »Die Unterscheidungen [des Stilbegriffs bei Riemann] sind mehr Zufallsäußerungen, nicht methodisch geordnet.«³³ Darüber hinaus nutze er, Adler, den Stil-Begriff zu wissenschaftlicher Fundierung, Riemann hingegen zur Popularisierung musikhistorischen Schreibens:³⁴ »Seine fleißig geschriebenen ›Analysen‹ haben sehr viel zum Verständnis der Musik in Laien- und Schülerkreisen beigetragen, allein sie stehen an der Eingangspforte der Stilbestimmung, der Stilkritik, die ich in meiner ›Methode der Musikgeschichte‹ 1919 erörterte – als Ergebnis meiner Forscher- und Lehrtätigkeit.«³⁵ Die wissenschaftliche Selbstpositionierung ist damit aus der Perspektive Adlers überdeutlich. Zudem aber betont Adler, dass auch Riemann selbst diese hierarchische Abstufung anerkannt habe: »Ich habe ihm zu danken, daß er schon 1901 von mir gesagt hat, daß ich mich zum ›Führer entwickelt habe‹«,³⁶ schreibt Adler über den sechs Jahre älteren Kollegen Riemann. Dass sich Adler dabei vor allem auf den Gegensatz Wissenschaftlichkeit vs. Popularität bezieht, unterstreicht seinen Anspruch auf disziplinäre Deutungshoheit.

Die Selbstpositionierung gegenüber Riemann ist nur ein Beispiel, warum Adlers Buch *Wollen und Wirken* nicht allein darin aufgeht, die Lebensgeschichte eines Musikwissenschaftlers zu erzählen, auch nicht darin, eine fachgeschichtliche Quelle zu sein. Erst im Erkennen des Wechselspiels zwischen autobiographischem Schreiben und Subjektwerdung als Wissenschaftler, zwischen disziplinärem Deutungsanspruch und Entwurf einer Fachgeschichte

31 | Mit dem Datum 1888 liegt Riemann zehn Jahre vor Adlers Wiener Antrittsvorlesung, vgl. Anm. 29.

32 | Adler, *Wollen und Wirken* (2012), S. 84 f., Hervorhebung M. U.

33 | Ebd., S. 85.

34 | Vgl. zum Problem des Narrativen im Zusammenhang mit populärem Schreiben in der Musikwissenschaft auch Melanie Unseld, *Biographie und Musikgeschichte. Wandlungen biographischer Konzepte in Musikkultur und Musikhistoriographie*, Köln 2014, S. 385–399.

35 | Adler, *Wollen und Wirken* (2012), S. 85.

36 | Ebd.

lässt sich der Text in seinen diversen möglichen Lesarten erfassen. Die Suche nach »Faktentreue« oder »fiktionaler Überformung«³⁷ – ein für die Autobiographik lange gültiges Kategorienpaar – läuft auch hier ins Leere, angemessen scheint vielmehr die Einsicht, dass »Autobiographie [...] keine Dokumentation, sondern erinnernde Neuschöpfung« ist.³⁸ Dies in Betracht ziehend, ist die Genretypik in Adlers *Wollen und Wirken* besonders wichtig zu berücksichtigen: Angesiedelt zwischen Selbstbildungsstrategien und Inszenierung eines Wissenschaftlersubjekts ist es notwendig, den Text unter autobiographie- und subjekttheoretischen Prämissen zu lesen, wie auch als Text, der das Narrativ von Wissenschaftsgeschichte virtuos beherrscht. Dann wird zudem einsichtig, warum Adler in *Wollen und Wirken* eine Selbstbescheidung betreibt, die ihn zugleich als Wissenschaftler-Subjekt ausweist.

37 | Holdenried, *Autobiographie* (2000), S. 167.

38 | Hans Rudolf Picard, *Autobiographie im zeitgenössischen Frankreich. Existentielle Reflexion und literarische Gestaltung*, Bd. 2, München 1978, S. 67.

